

Sophia Boddenberg

Revolution der Frauen

Von Feministinnen
aus Lateinamerika lernen

mandelbaum *verlag*

mandelbaum.at • mandelbaum.de
ISBN 978399136-100-8
© mandelbaum verlag, wien 2025

office@mandelbaum.at
Wipplingerstr. 23, 1010 Wien
Alle Rechte vorbehalten

Projektkoordination: ELKE SMODICS
Lektorat: SARA VAN DORDRECHT
Satz & Umschlag: JAKOB MAYR
Druck: PRIMERATE, Budapest
Umschlagbild: MILA BELÉN

Inhalt

Vorwort	7
1 Der Körper als erste Kolonie	II
2 Ni Una Menos	23
3 Die grüne Welle	37
4 Kein Feminismus ohne Antirassismus	51
5 Die Macht der Küche	63
6 Die Stadt der Frauen	75
7 Das Leben im Zentrum	87
8 Frauenstreik	99
9 Eine feministische Verfassung	III
10 Feminismus gegen Rechts	127
Quellen	141
Kurzbiografien	144

Gracias a todas las mujeres que compartieron sus historias,
sus luchas y sus deseos conmigo, y especialmente a mis amigas,
por su cariño, compañía y complicidad.

Danke an alle Frauen, die ihre Geschichten,
ihre Kämpfe und ihr Begehren mit mir geteilt haben,
und insbesondere an meine Freundinnen für ihre Zärtlichkeit,
Unterstützung und Verbundenheit.

Vorwort

Während ich dieses Buch schreibe, regiert in meiner aktuellen Wahlheimat Argentinien ein extrem rechter, libertärer und frauenfeindlicher Präsident. Javier Milei bezeichnet Frauenrechte als Privilegien, geschlechtsspezifische Gewalt als eine Lüge und den Gender-Pay-Gap als eine Erfindung des „Wokismus“. Feminismus bekämpft er als ideologischen Feind: Aktivistinnen, die sich für das Recht auf Abtreibung einsetzen, nennt er „Mörderinnen“. Schritt für Schritt wird demontiert, was Generationen von Feministinnen erkämpft haben. Milei ist nicht der einzige Regierungschef, der feministischen und queeren Bewegungen den „Kulturkampf“ erklärt hat. Auch in den USA, Ungarn, Polen und Italien regieren Personen, die queer- und frauenfeindliche Ansichten vertreten, Gleichstellungspolitik und reproduktive Rechte angreifen. Für diese rechtsextremen und ultrakonservativen politischen Strömungen stellt der Feminismus eine ideologische Bedrohung einer vermeintlich natürlichen Ordnung dar. In diesem System bestimmen Männer über Politik und Wirtschaft, während Frauen sich unterordnen, indem sie ihrer „biologischen Bestimmung“ als Mütter und Ehefrauen folgen.

Mit dem Begriff *Frauen* sind in diesem Buch nicht ausschließlich cisgeschlechtliche Frauen gemeint, sondern alle Personen, die als weiblich gelesen werden und/oder sich mit dem weiblichen Geschlecht identifizieren. Wo möglich, wird auf binäre Geschlechterkategorien verzichtet. Sofern geschlechtsspezifische Begriffe erforderlich sind, wird der Gender-Doppelpunkt (:) verwendet.

Wann ist der richtige Zeitpunkt, um ein Buch über die feministischen Bewegungen in Lateinamerika zu veröffentlichen? In den vergangenen zehn Jahren haben Frauen und queere Menschen in dieser Region wichtige Errungenschaften erkämpft: das Recht auf Schwangerschaftsabbruch, politische Partizipation und die Sichtbarmachung geschlechtsspezifischer Gewalt. Viele Länder er-

leben jedoch derzeit einen antifeministischen Backlash, die feministischen Bewegungen haben ihre Schlagkraft verloren und sind nun in der Defensive. Trotzdem bin ich zu dem Schluss gekommen, dass genau in diesem Moment der multiplen Krisen der richtige Zeitpunkt für dieses Buch gekommen ist. Gerade jetzt, da autoritäre Rechte weltweit auf dem Vormarsch sind, können wir aus den Erfahrungen der lateinamerikanischen feministischen Bewegungen Kraft und Inspiration schöpfen. Gerade jetzt, da ein individualistischer und neoliberaler Zeitgeist vorherrscht, können wir von Feministinnen aus Lateinamerika lernen, dass sich durch kollektive Zusammenarbeit Veränderungen durchsetzen lassen. Die Tatsache, dass weltweit feministische Bewegungen als Feindbild auserkoren wurden, zeigt, dass sie eine politische und gesellschaftliche Macht entfaltet haben, die für Rechte eine Bedrohung darstellt. Auf einem Kontinent, wo Umweltzerstörung, Rechtsautoritarismus und Rassismus zum Alltag gehören, haben die feministischen Bewegungen Strategien entwickelt, die Lösungswege aufzeigen. Gerade in Krisenzeiten brauchen wir mehr Feminismus.

Ich habe mich gefragt, ob ich als *weiße* Europäerin überhaupt das Recht habe, dieses Buch zu schreiben. Die Begriffe *Schwarz* und *Indigen* werden in diesem Buch großgeschrieben, *weiß* klein und kursiv, um ihre Bedeutung als gesellschaftlich und historisch gewachsene, rassismuskritische Kategorien zu kennzeichnen. Sie beschreiben keine biologischen Merkmale, sondern soziale und kulturelle Konstruktionen, die im Kontext von Machtverhältnissen und Diskriminierung wirksam sind. Die Großschreibung dient der Sichtbarmachung dieser politischen Dimension. Es war keinesfalls mein Anliegen, stellvertretend für Frauen in Lateinamerika zu sprechen oder ihnen „eine Stimme zu geben“. Ich wollte auch keine theoretische Abhandlung über akademische feministische Debatten verfassen. Stattdessen möchte ich meine Erfahrung mit interessierten und neugierigen Leser:innen im deutschsprachigen Raum teilen. Zum Feminismus habe ich nicht an der Universität oder durch Bücher gefunden, sondern durch meine persönliche Erfahrung als Frau in Lateinamerika. Ich habe Freundinnen unterstützt, die alleine und ohne medizinische Begleitung zu Hause Abtreibungen vornehmen mussten, weil sie in Chile unter Gefängnisstrafe

stehen. Ich habe Hand in Hand mit anderen Frauen protestiert und „*Justiciaaaaa!*“ geschrien, um Gerechtigkeit für Opfer von Femiziden zu fordern. Und ich habe in einer Beziehung selbst Gewalt erlebt, die ich erst dank meiner feministischen Genossinnen als solche erkannte. Die vergangenen zehn Jahre, die ich in Lateinamerika verbracht habe, waren für mich ein intensiver Lernprozess. Dieser Prozess ging mit dem Aufschwung der feministischen Bewegungen in vielen Ländern einher. In Chile, Argentinien und Kolumbien habe ich die meiste Zeit verbracht und bin unzähligen Feministinnen, Indigenen und Schwarzen Aktivistinnen sowie Umweltschützerinnen begegnet. Daher konzentriere ich mich in diesem Buch auf meine Erfahrung in diesen drei Ländern. Mexiko und Brasilien, die die feministischen Bewegungen in Lateinamerika stark geprägt haben, kommen dabei sicherlich zu kurz. Lateinamerika ist ein riesiger und vielfältiger Kontinent, auf dem überall feministische Kollektive, Frauen und queere Menschen, die sich vielleicht gar nicht als Feminist:innen identifizieren, jeden Tag für ihre Rechte kämpfen. Dieses Buch gehört deshalb nicht mir, sondern all den Frauen, die mir ihre Türen geöffnet, ihre Erfahrungen und Gedanken mit mir geteilt, mich in den Arm und an die Hand genommen haben.



Yolanda Mamani, feministische Aymara-Aktivistin und Radiomoderatorin aus Bolivien. Foto: Sophia Boddenberg

1

Der Körper als erste Kolonie

Ni las mujeres ni la tierra somos
territorio de conquista.

Weder Frauen noch die Erde
sind ein Gebiet der Eroberung.

Graffiti an einer Mauer in Santiago de Chile

Als in Lateinamerika Millionen auf den Straßen für ein Ende der Gewalt gegen Frauen und queere Menschen protestieren, beginnt meine Reise zum Feminismus. Ich bin Anfang zwanzig und bis zu diesem Zeitpunkt habe ich es nicht als notwendig erachtet, mich mit Frauenrechten zu beschäftigen. Wenn ich Feminismus höre, denke ich an die Frauen auf dem *Stern*-Cover mit der Schlagzeile „Wir haben abgetrieben“ oder an Nina Hagens Tipps zur weiblichen Masturbation in einer Talkshow in den 1970er-Jahren. Doch all das gehört für mich der Vergangenheit an, schließlich wurde ich erst Anfang der 1990er-Jahre geboren. Erst durch meine Erfahrungen in Lateinamerika werde ich erkennen, wie eng Patriarchat und Kapitalismus miteinander verknüpft sind, wie sie mein Leben und das von anderen Frauen prägen, und wie akut feministische Kämpfe sind – in Lateinamerika, Europa und weltweit. Ich werde eine feministische Bewegung kennenlernen, die die gesamte Gesellschaftsordnung infrage stellt und mich für immer verändern wird.

Ich bin in einer mittelgroßen Stadt im Rheinland als jüngste von vier Schwestern mit einer alleinerziehenden Mutter aufgewach-

sen. Wir waren eine leicht chaotische, aber ziemlich durchschnittliche Mittelschichtsfamilie, kein Akademiker:innenhaushalt. In meinem Zuhause wurde so gut wie nie über Politik, dafür aber sehr viel über Haarpflegeprodukte und Modetrends gesprochen. Meine Mutter hat immer gesagt, wir sollten auf keinen Fall vor dem Abitur schwanger werden und niemals finanziell von Männern abhängig sein. Stattdessen sollten wir einem Beruf nachgehen, der uns erfüllt und unser eigenes Geld verdienen. Wenn ich heute zurückblicke, würde ich sagen, dass sie uns feministisch erzogen hat. Meine Mutter hätte gerne an der Universität studiert, aber ihr Vater wollte das nicht – sein Argument war, sie würde ja sowieso heiraten. Wir Töchter hingegen haben alle vier das Abitur und einen Universitätsabschluss – auch dank ihr.

Als weiblich sozialisierte Person aufgewachsen zu sein, benachteiligt mich nicht besonders – dachte ich zu Beginn meines Journalismik-Studiums 2012. Eine Bewegung, die sich für die Emanzipation von Frauen einsetzt? Brauche ich nicht. Durch eine Hausarbeit an der Universität komme ich erstmals mit feministischen Theorien in Berührung. Es geht um die Darstellung von Frauen in der deutschen Medienberichterstattung. Das Ergebnis überrascht mich heute nicht mehr, aber damals schon: Frauen werden häufiger als Opfer dargestellt, Männer als Experten. Bei weiblichen Politikerinnen wird fast immer das Aussehen kommentiert, bei männlichen die Kompetenzen. In Leitungspositionen von Redaktionen deutscher Medien sind Frauen in der Minderheit. Und Männer in Leitungspositionen ernennen meist andere Männer zu ihren Nachfolgern. Das heißt, die Medien, die unser Bild von der Realität prägen, werden von Männern beherrscht. Vielleicht ist eine Frauenquote gar keine schlechte Idee, überlege ich damals. Aber viel weiter denke ich erst einmal nicht.

Ein paar Jahre später reise ich für ein Auslandssemester in die Hafenstadt Valparaíso in Chile. Aus einem Semester werden zwei und daraus fast zehn Jahre. Als ich ankomme, ist eine Studierendenbewegung in vollem Gange, meine Kommiliton:innen protestieren für eine allgemeine und kostenlose Universitätsbildung. Das öffentliche Bildungssystem in Chile wurde während der Militärdiktatur unter Augusto Pinochet (1973–1990) stark abgebaut und

durch ein privates, marktorientiertes Modell ersetzt. Das führte zu hohen Kosten im Bildungswesen und deshalb hängt die Qualität der Ausbildung nun vom Einkommen ab. Dadurch verfestigt sich die soziale Ungleichheit im Land, viele Familien müssen sich verschulden, um ihren Kindern ein Studium zu ermöglichen. All das lerne ich von meinen Freund:innen, die mich mit zu den Demonstrationen nehmen und mir ein Plakat in die Hand drücken: „Bildung ist ein Grundrecht, kein Konsumgut“. Wie selbstverständlich nehmen sie mich in die Bewegung auf – schließlich bin auch ich Studentin, sagen sie. Fälle von sexueller Belästigung durch Professoren kommen ans Licht, die Wut über Sexismus in Bildungseinrichtungen gibt der Bewegung zusätzlichen Antrieb. Ich fühle mich mitgerissen von den vielen jungen Menschen, die sich politisch engagieren, sich gegen die Ungerechtigkeiten im Land auflehnen und organisieren. Ihr Mut und ihre Willenskraft begeistern mich.

Gleichzeitig lerne ich extreme soziale Ungleichheit kennen, die in Chiles Hauptstadt Santiago besonders sichtbar ist. Im Osten der Stadt lebt in den Reichenvierteln die Elite in Villen, besucht Privatschulen, lässt sich in privaten Kliniken behandeln und flaniert am Wochenende in den zahlreichen Parks. An den Stadträndern, in den sogenannten *poblaciones*, den Armen- und Arbeiter:innenvierteln, leben hingegen viele Menschen in improvisierten Siedlungen, weil es nicht genügend Wohnraum gibt. Statt in Parks spielen die Kinder hier auf Müllhalden, besuchen Schulen, in denen die Fensterscheiben nicht repariert werden und warten monatelang auf einen Arzttermin. In diesen Vierteln ist die Lebenserwartung von Frauen 18 Jahre geringer als in anderen Stadtteilen.¹ Ich frage mich, warum manche Menschen im Überfluss leben und andere in extremer Armut; warum Männer Frauen vergewaltigen und ermorden und nicht umgekehrt. Ich fühle mich zum ersten Mal unwohl als *Weißer*.

Auf einem Indigenen Filmfestival in Temuco im Süden Chiles, dem *FicWallmapu* (*Festival Internacional de Cine y las Artes Indígenas y Afrodescendientes en Wallmapu*), lerne ich Yolanda Mamani kennen. Sie ist Aymara, so heißt eines der größten Indigenen Völker der Region, die viele von ihnen *Abya Yala* nennen, was übersetzt etwa „Land des Lebens“ oder „Land in voller Reife“ heißt. *Abya Yala* ist

ein politischer Gegenbegriff zu Amerika, der europäischen und kolonialen Bezeichnung des Kontinents. Die Ayamara leben hauptsächlich in der Region des Altiplano in Argentinien, Bolivien, Peru und Chile. Als Mamani im Alter von neun Jahren mit einer Tante vom Land in die bolivianische Hauptstadt La Paz migrierte, sprach sie ausschließlich Aymara. Die Sprache gehört mit über zwei Millionen Sprecher:innen zu den wichtigsten Indigenen Sprachen Lateinamerikas. Im Alter von zwölf Jahren begann sie, als Hausangestellte wohlhabender Familien in La Paz zu arbeiten. Sie musste ihre traditionelle *Chola*-Kleidung ablegen. Als *Cholas* werden Indigene Frauen in Bolivien bezeichnet; der Begriff hat einen abwertenden und rassistischen Ursprung, wird aber heute von den Frauen auch als Selbstbezeichnung verwendet. Als ich Yolanda Mamani treffe, ist sie Mitte dreißig und trägt wieder ihre traditionelle Kleidung – und das mit Stolz. Dazu gehört die *pollera*, ein Überrock mit mehreren Unterröcken, ein buntes Schultertuch, die *manta*, und ein Hut, der *sombrero*. „Wir haben uns den Begriff angeeignet, mit dem wir so oft beleidigt wurden, und die Situation umgedreht“, sagt sie. Mamani ist Radiomoderatorin, Youtuberin und identifiziert sich selbst als Feministin. Sieben Jahre lang moderierte sie ein Programm bei *Radio Deseo*, dem Radiosender der feministischen Organisation *Mujeres Creando*, mit dem Titel *Soy trabajadora del hogar, con orgullo y dignidad* („Ich bin Hausangestellte mit Stolz und Würde“). „Das Ziel der Sendung war, unsere Stimmen als Hausangestellte gegen die Ausbeutung und den Missbrauch am Arbeitsplatz zu erheben“, erklärt sie mir. Viele Hausangestellte werden rassistisch diskriminiert, ohne Vorwarnung entlassen und ungerecht bezahlt. Zuerst wandte sich Mamani mit anderen Hausangestellten an Fernsehsender und Zeitungen, um auf die Missstände aufmerksam zu machen. Doch auch die Journalist:innen blickten auf sie herab und nahmen sie nicht ernst. Sie begann, sich in der Gewerkschaft der Hausangestellten zu engagieren und lernte so das feministische Kollektiv *Mujeres Creando* kennen, das einen Radioworkshop organisierte. Damals dachte sie, Feminismus sei etwas für *weiße* Frauen aus der Stadt: „Die einzigen *weißen* Frauen, die ich kannte, waren die, die mich ausgebeutet, ausgenutzt und diskriminiert haben. Die *weißen* Frauen aus der Stadt waren meine

Arbeitgeberinnen.“ Doch die Radiosendung veränderte sie. Anfangs wurde sie einmal pro Woche ausgestrahlt, dann zwei Mal, schließlich täglich. Die Gemeinschaft der Zuhörenden wuchs. „Auf dem Markt, in den Bussen, in den Geschäften – überall war unsere Sendung zu hören“, erinnert sich Mamani. Dort sprachen die Frauen nicht mehr nur über die Arbeitsbedingungen der Hausangestellten, sondern auch über traditionelle Medizin, Politik und Menschenrechte: „Wir wollten der rassistischen Gesellschaft zeigen, dass wir nicht nur kochen, waschen und bügeln können.“ Als sie entschied, an der Universität zu studieren, wurde sie von ihrem Arbeitgeber entlassen. „Ich habe schon immer den Mund aufgemacht und Ungerechtigkeiten hinterfragt. Ich habe meine Mutter verteidigt, als sie von meinem Vater geschlagen wurde; ich habe mit meinem Bruder gestritten, damit er seinen Anteil zur Hausarbeit beiträgt; ich habe meinen Arbeitgeber angezeigt“, sagt sie. „Das ist für mich Feminismus – die Aktion, nicht der Begriff. In diesem Sinne war ich schon immer Feministin.“

Die Erfahrung von Yolanda Mamani zeigt, dass Indigene Frauen in Lateinamerika viele verschiedene Formen der Gewalt und Diskriminierung erleben. Sie wurde als Indigene diskriminiert, als Arbeiterin ausgebeutet und als Frau unterdrückt. Die Lebensrealität einer Indigenen Frau im bolivianischen Altiplano hat dem ersten Anschein nach wenig mit der einer *weißen* Frau in einer europäischen Großstadt gemein. Für viele Indigene Frauen in Lateinamerika ist Feminismus ein westliches Konzept *weißer* privilegierter Frauen. In Bolivien ist deshalb der *feminismo comunitario* entstanden, der gemeinschaftliche oder kommunitäre Feminismus, der sich anschließend in ganz Lateinamerika ausgebreitet hat. Er kritisiert den *weißen*, eurozentrischen Feminismus, der Antworten auf die Probleme privilegierter Frauen aus der Mittelschicht suche, ohne etwa die Lebensrealitäten Indigener in Lateinamerika zu verstehen. Im Zentrum des kommunitären Feminismus steht die Gemeinschaft, die *comunidad*. Denn die Indigenen Völker in Lateinamerika leben traditionell in Gemeinschaften, in diesem Sinne wird die Frau nicht als individuelles Subjekt begriffen, sondern als Teil einer Gruppe. Sie kämpft nicht für ihre individuelle Emanzipation, sondern für die Befreiung ihrer Gemeinschaft, ihres Volkes.

Mit einem ähnlichen Anliegen, nämlich Lösungen für die spezifischen Probleme von Frauen und queeren Menschen in Lateinamerika zu erarbeiten, entstand der dekoloniale Feminismus. Eine seiner wichtigsten Vertreterinnen ist die dominikanische Philosophin Yuderlys Espinosa. Sie definiert sich als dekoloniale und antirassistische Feministin und argumentiert, das Patriarchat könne nicht von anderen Unterdrückungssystemen isoliert betrachtet werden. „Der Kampf gegen das (Hetero-)Patriarchat kann nur von einem antirassistischen, dekolonialen und antikapitalistischen Standpunkt aus geführt werden“, schreibt sie in dem Buch *Tejiendo de otro modo: Feminismo, epistemología y apuestas descoloniales en Abya Yala* („Anders weben: Feminismus, Erkenntnistheorie und dekoloniale Ansätze in Abya Yala“). Der dekoloniale Feminismus betont die Tatsache, dass die Bewegung selbst entkolonialisiert werden muss. Frauen aus dem Globalen Süden werden somit als Subjekte ihrer eigenen Geschichte betrachtet und nicht als Opfer.

Die Begegnung mit Yolanda Mamani, dem kommunitären und dekolonialen Feminismus bringt mich zum Nachdenken darüber, wie Kolonialismus, Patriarchat und Kapitalismus miteinander verflochten sind – nicht nur historisch, sondern auch in der Gegenwart. Perspektiven von lateinamerikanischen Feministinnen sind von zentraler Bedeutung für eine Bewegung, die sich nicht auf die Forderung nach Gleichstellung beschränkt, sondern auf eine tiefgreifende Transformation der gesellschaftlichen Verhältnisse zielt. Die feministischen Bewegungen in Lateinamerika zeigen, dass sich Geschlechtergerechtigkeit nicht ohne die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit denken lässt.

Hierzu ist ein Blick in die Vergangenheit nötig. Nachdem Christoph Kolumbus 1492 Abya Yala eroberte und besetzte, töteten die europäischen Kolonisatoren Millionen Indigene. Allein in Hispanoamerika, also dem Teil des Kontinents, in dem Spanisch gesprochen wird, ging die Indigene Bevölkerung in den folgenden 150 Jahren um circa neunzig Prozent zurück.² Die Zahl der Toten zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird auf 56 Millionen geschätzt.³ Sie starben bei den Eroberungskriegen, durch Krankheiten und als Folge von Zwangsarbeit. Die Versklavung der Indigenen rechtfertigten die Spanier anfangs auch damit, sie seien „teuflische Wesen

ohne Seele“. (Bei Begriffen wie „Spanier“ und „Kolonisatoren“ verwende ich das generische Maskulinum, weil diese Gruppen größtenteils aus Männern bestanden). 1537 verkündigte Papst Paul II., dass die Indigenen „vernunftbegabte Wesen mit einer Seele“ seien, um ihre Christianisierung zu ermöglichen. Die vorherrschende Idee von Europa als Ideal der Zivilisation diene als ideologische Grundlage für die Unterwerfung, die Ausbeutung und den Genozid an der Indigenen Bevölkerung. Die Indigenen Männer, die die Eroberungskriege und eingeschleppten Seuchten überlebten, mussten gemeinsam mit Schwarzen Menschen, die aus Afrika nach Amerika gebracht und dort versklavt wurden, auf Zuckerrohrplantagen und in Goldminen schuften.

„Amerika war das riesige Reich des Teufels, in dem Erlösung unmöglich oder zweifelhaft war, aber die fanatische Mission gegen die Ketzerei der Ureinwohner vermischte sich mit dem Fieber, die der Glanz der Schätze der Neuen Welt in den Reihen der Kolonisatoren auslöste.“

Das schreibt der uruguayische Journalist Eduardo Galeano 1971 in seinem Buch *Die offenen Adern Lateinamerikas*, in dem er die Geschichte der Kolonisierung und Rohstoffausbeutung auf dem lateinamerikanischen Kontinent analysiert.

Die Frauen, die überlebten, wurden von den Kolonisatoren missbraucht und vergewaltigt. Die chilenische Anthropologin Sonia Montecino schreibt:

„Die Eroberung Amerikas war in ihren Anfängen ein Vorhaben von einsamen Männern, die sich auf gewaltsame oder auf liebevolle Weise an den Körpern Indigener Frauen ergötzen und mit ihnen mestizische Nachkommen zeugten.“

Als „Mestiz:innen“ werden die Nachfahren von Europäer:innen und Indigenen in Lateinamerika bezeichnet. Die spanischen Männer verschwanden meist nach der Zeugung und die Frauen blieben allein mit dem Kind zurück. So entstand eine Gesellschaft von *madres y huachos*, von Müttern und Kindern ohne Väter, wie Montecino ihr Buch aus dem Jahr 2007 betitelt hat. Der Begriff *huacho*

stammt vom dem Wort *huachuy* aus der Indigenen Sprache Quechua, das ein Tier beschreibt, das von seiner Herde getrennt wurde. Die *mestizaje*, also die „Kreuzung“ oder „Mischung“ der Spanier und der Indigenen, ist laut Montecino der Ursprung der lateinamerikanischen Identität. Sie entstand durch vergewaltigte Frauen und Kinder, die von ihren Vätern verlassen wurden. Bis heute gehören abwesende Väter zum Alltag vieler Familien in Lateinamerika. In Chile werden jedes Jahr 20.000 Kinder geboren, die ohne Vater ins Geburtenregister eingetragen werden⁴, in Mexiko ist in vierzig Prozent der Haushalte kein Vater anwesend⁵.

Die Kolonialzeit hat eine tiefe Wunde in der lateinamerikanischen Gesellschaft hinterlassen. Sie ist ein konstitutives Element des patriarchalen und rassistischen Kapitalismus, in dem wir bis heute leben. Die Kolonisierung von Lateinamerika war eine zentrale Voraussetzung für die Industrialisierung in Europa und die Entwicklung des Kapitalismus, da die lateinamerikanischen Kolonien die europäischen Machtzentren mit Rohstoffen versorgten: Gold, Silber, Kupfer. Eduardo Galeano schreibt:

„Es ist Lateinamerika, die Region der offenen Adern. Seit der Entdeckung bis heute wurde alles immer in europäisches oder später in nordamerikanisches Kapital umgewandelt und als solches in den fernen Machtzentren angehäuft. Alles: das Land, seine Früchte und seine mineralreichen Tiefen, die Menschen und ihre Arbeits- und Konsumfähigkeit, die natürlichen Ressourcen und die Humanressourcen. Die Produktionsweise und die Klassenstruktur jedes Ortes wurden nacheinander von außen durch ihre Einbindung in das universelle Räderwerk des Kapitalismus bestimmt.“

Während die Spanier Lateinamerika eroberten, Indigene ihres Landes enteigneten und Frauen missbrauchten, wurden in Europa Bäuer:innen vertrieben und Frauen als Hexen verbrannt. Die italienisch-US-amerikanische Philosophin Silvia Federici hat sich mit dieser Epoche intensiv auseinandergesetzt. Sie erweitert in ihrem Buch *Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation* das Konzept der „ursprünglichen Akkumulation“, mit dem Marx im ersten Band des *Kapital* die gewaltsamen Ur-

sprünge des Kapitalismus beschreibt. Dieser Prozess sei nicht nur auf die Trennung der Arbeiter:innen von ihren Subsistenzmitteln und der Versklavung von Schwarzen und Indigenen in Minen und auf Plantagen zurückzuführen, sondern auch auf die die Unterordnung der Frauen, damit sie Arbeitskräfte reproduzieren. Dieser Vorgang erforderte Federici zufolge „die Zerschlagung der Macht der Frauen; sie wurde, sowohl in Europa als auch in Amerika, durch die Vernichtung der ‚Hexen‘ erreicht“. Wie Federici beschreibt, wurden auch in Lateinamerika Frauen als Hexen verfolgt und verbrannt. Zu den Opfern gehörten insbesondere Indigene Heilerinnen und spirituelle Autoritäten.

Bei der Auseinandersetzung mit der Kolonialzeit stellt sich mir die Frage, ob die spanischen Kolonisatoren das Patriarchat nach Lateinamerika brachten, oder ob in den Indigenen Gesellschaften vor der Kolonisation bereits patriarchale Strukturen existierten. Diese Frage ist Gegenstand wissenschaftlicher und politischer Debatten, die ich hier nur kurz anreißen kann. Die argentinische dekoloniale Feministin María Lugones argumentiert, dass die Indigenen Gesellschaften vor der Kolonisation eigene Vorstellungen von Geschlecht, Arbeitsteilung und sozialer Organisation hatten, die von außen zerstört wurden.⁶ Sie greift das Konzept einer „Kolonialität der Macht“ auf, das der peruanische dekoloniale Soziologe Anibal Quijano entwickelt hat. Er argumentiert, dass der Kolonialismus kein abgeschlossener historischer Moment war, sondern in Form von Kolonialität weiterbesteht, also als anhaltende Machtverhältnisse, die bis heute die sozialen Hierarchien strukturieren. María Lugones entwickelt das Konzept weiter, indem sie von der „Kolonialität des Geschlechts“ spricht. Die Kolonialherrschaft habe ein binäres, patriarchalisch und westlich geprägtes Geschlechtersystem nach Lateinamerika importiert und es als Instrument zur Kontrolle und Unterwerfung eingesetzt. Für Lugones ist die gegenwärtige Geschlechterordnung in Lateinamerika eine koloniale Konstruktion, die den rassifizierten Körpern auferlegt wurde, um die Unterdrückung Indigener Frauen zu rechtfertigen. Mestizinnen sind ihrer Ansicht nach das Subjekt des epistemischen Ungehorsams, das in der Lage ist, sich gegen die dominanten Herrschaftsstrukturen aufzulehnen. Geschlechtsspezifische Unterdrückung kann Lugones

zufolge daher nur unter dem Blickwinkel der Kolonialität verstanden werden. Ein dekolonialer Feminismus müsse von den spezifischen Gewalterfahrungen rassifizierter und kolonialisierter Frauen ausgehen und gleichzeitig ihre Handlungsmacht anerkennen. Die argentinische Anthropologin Rita Segato argumentiert hingegen, dass es bereits vor der Eroberung ein auf Ungleichheit basierendes Verhältnis der Geschlechter in Lateinamerika gab, das sie als „Patriarchat geringer Intensität“ bezeichnet.⁷ Diese gesellschaftliche Machtstruktur sei jedoch durch die Kolonisierung vertieft worden und so entstand die „patriarchal-koloniale Moderne“, die sich den Körper der Frau als erste Kolonie aneignete, wie Segato in ihrem Buch *La guerra contra las mujeres* („Der Krieg gegen die Frauen“) beschreibt. Auch Silvia Federici liefert wichtige Impulse zur Debatte über patriarchale Machtverhältnisse im Zusammenhang mit Kapitalismus und Kolonialismus. Sie argumentiert, dass Indigene Frauen in Lateinamerika im Zuge der Kolonisierung aus ihren gesellschaftlichen Rollen verdrängt und in eine untergeordnete Position gezwungen wurden, um ihre Reproduktionsarbeit zu kontrollieren. In diesem Sinne kann die Kolonisierung als Voraussetzung für das von Federici beschriebene „Lohnpatriarchat“ verstanden werden, weil sie die Rahmenbedingungen für kapitalistische und patriarchale Herrschaftsverhältnisse in Lateinamerika schafft.⁸ Gleichzeitig wurde die traditionelle Rolle der Frauen in den Gemeinschaftsstrukturen, also im Haushalt, in der Kindererziehung und als Heilerinnen unsichtbar gemacht. So wurden sie dazu gezwungen, in der kapitalistischen Ordnung zu funktionieren, um Arbeiter:innen für die Plantagen und Minen zu gebären. In diesem Sinne waren die Unterwerfung und Ausbeutung des weiblichen Körpers im Zuge der kolonialen Expansion in Lateinamerika im 15. und 16. Jahrhundert unerlässlich für die Entwicklung des Kapitalismus in Europa.

Kolonialismus, Patriarchat und Kapitalismus müssen meiner Ansicht nach nicht als getrennte, sondern als historisch und strukturell miteinander verflochtene Systeme begriffen werden. Der Kapitalismus in Europa konnte sich entwickeln und weltweit ausbreiten, weil er auf Patriarchat und Kolonialismus angewiesen ist, um sich die Reproduktionsarbeit von Frauen und die Rohstoffe der ehemaligen Kolonien anzueignen. Marxistische Feministinnen

wie Cinzia Arruzza und Tithi Bhattacharya analysieren den Zusammenhang zwischen Patriarchat und Kapitalismus mit einer „Theorie sozialer Reproduktion“.⁹ Sie betonen dabei, dass die soziale Reproduktion, also Sorgearbeit, Haushaltsarbeit, Kinderziehung und Pflege, im Kern der kapitalistischen Akkumulation liegt. Denn ohne sie wäre weder die Produktion von Waren noch die Erneuerung von Arbeitskraft möglich. Nur wenn Arbeiter:innen zu Hause ernährt werden, ihre Kleidung gewaschen und ihre Sorgen gehört werden, können sie am nächsten Tag wieder zurück zur Arbeit gehen. Die marxistischen Feministinnen rücken die soziale Reproduktion damit in den Mittelpunkt der Analyse kapitalistischer Gesellschaften und emanzipatorischer Kämpfe. Arruzza und Bhattacharya verstehen Kapitalismus und Patriarchat nicht als zwei getrennte Systeme, sondern als ein einheitliches System. Daraus lässt sich als politische Strategie ableiten, feministische Kämpfe mit anderen antikapitalistischen Kämpfen zu verknüpfen. Die feministischen Bewegungen verwirklichen genau das in der Praxis.

Meinen ersten feministischen Protest erlebe ich 2016 in Chiles Hauptstadt Santiago. Frauen und queere Menschen tanzen, trommeln, singen. Manche haben ihre nackten Oberkörper in Protestbanner verwandelt und mit schwarzen Buchstaben bemalt: „Wir sind die Hexen, die ihr nicht verbrennen konntet“. Andere haben weibliche koloniale Statuen aus weißem Marmor mit roter Farbe so beschmiert, als würden sie menstruieren. „Weder Frauen noch die Erde sind ein Gebiet der Eroberung“, lese ich als Graffiti auf den Mauern. Es ist die Fähigkeit, den Schmerz und die Trauer in Kunst und Musik zu verwandeln, die mich besonders berührt. Die gesammelte Wut hunderttausender Frauen wird zu einem kollektiven Aufschrei – mit einer Kraft, die mich unweigerlich mitreißt.